

Die Urwaldfäller

Von Kurt Doberer

Die dunklen Fichtentäler liegen im frühen Morgenlicht. Um die Berggipfel ziehen graue Schwaden, die halb schon Wolke, halb noch Nebel sind. Im taunassen Gras weiden die gedrungenen, wettergeübten ruthenischen Pferde. Drüben von der Wiese klingen helle Schleifschläge auf eine Sense. Rischend rauscht die nun Schnitt um Schnitt durch kurze Halme. Wer ernten will, muß früh aufstehen in diesem Land.

Auch wir sind seit heute Nacht vier Uhr Jedenfalls waren die ersparten Kilometer Holzfällergug in Mischorna. Hinter uns rasselte eine der grobräderigen Wagenkisten, mit denen sich die Bauern samt ihren Pferden zur Straßenarbeit verbinden. Diese Karren schleppen dann Erde und Steine herbei. Der Fuhrmann, ein biederer Ruthene, ladet uns Unglückliche ein, auf seinem Marierwerkzeug Platz zu nehmen. Wir Ahnungslosen, dankbar um jeden ersparten Kilometer, schmeißen unser Bündel auf und klettern dazu. Dann fährt er los, als wenn der Teufel hinter ihm her wäre. Jeder Straßenstein gibt uns einen Schlag in die Nieren. Schreien können wir nicht. Wir mühten dabei den Mund öffnen und dabei konnten wir uns die Züge abbeißen. So stehen wir kilometerlang in federnder Kniebeuge und lassen unseren Hintern über dem grünlichen Stribrett schweben. In Russisch-Mokra ladet uns der Fuhrmann des Teufels mit einem wohlwollenden Grinsen wieder ab.

bahngeleise. Mit Saß und Paß stehen unsere die Prügel wert. Wir marschieren nun mit dem Bergfluch um die Wette. Ueber die Berggipfel kriechen schon die ersten Sonnenstrahlen. Im Morgenmehl steht ein Stationshaus. Ein prustendes Lokomotivbaby stößt ein Gemisch von Funken und schwarzem Qualm aus.

Wir stolpern über das Gewirr der Feldbahngeleise. Mit Saß und Paß stehen unsere Fabrikgenossen schon da. Es sind zum Hauptteil die Männer aus den deutschen Dörfern. Sie sind der Kern der großen Holzfällergemeinde. Ein Zeichen der Krise ist der wachsende Anteil der Ruthenen an diesem Beruf. Aber auch Frauen und Halbwüchsige mischt die Not unter die Holzfäller. Einer dieser jungen Kerle fällt eben wie eine Fliege um, ehe er noch den Zug besteigen kann. Seine Kameraden begießen ihn mit Wasser und führen ihn hinweg. Es sind schlechte Zeiten, wenn Holzfäller schon am Montag, vor einer Woche mühseliger, anstrengendster Arbeit, vor Schwäche ohnmächtig werden.

Vor uns liegt ein rostiges Fahrrad. Sein geplakter Schlauch ist mit einer bunt zusammengeklebten Parilatur von einem Fahrradmantel überzogen. Viele dieser Männer mühten Stunden Wegs durch die Nacht, ehe sie wie wir zur Station kamen.

Es liegt viel Not über diesem Waldgebiet. Und doch gibt der Ernährungsrückhalt eines winzigen Stückchens Feld den meisten dieser Holzfäller doch Schutz vor dem namenlos grauen

Elend eines Industrieproletariats. Die Frauen, die hier auf den Frühzug warten, sind nicht die früh alternden Gestalten der Fabrikstädte. Braune, bloße Beine wachsen hier prall aus blanken Bakagummistiefeln. Auf strammem Fleisch sitzen Nieder und Kopf. Die Männer dazu sind hart und sehnig.

Noch etwas Seltsames kann man hier im Herzen Europas erleben. Von diesen Gruppen junger Männer spricht am Montag keine vom gestrigen Fußballspiel. Die große Leidenschaft ist hier dafür die Jagd. Jeder redet davon und mancher ist auf den grünen Jäger heraufstapelt. Geschossen wird das Wild von ein paar fremden Fabrikanten. Dem Volk zwischen Feld und Wald bleibt nur das Ausschneiden. Das tut man auch, aber gründlich.

Manchem genügt das Ausschneiden nicht. Der weiß dann, wo ein Karabiner unter Heu und Brettern liegt. Einmal, eine kurze Spanne Zeit, da wußten das alle. Da schoß jeder mit dem heingebrauchten Karabiner und Kriegsmunition in seinem Wald das Wild. Die Zeit ist vorbei und die Munition vom letzten Krieg zu Ende. Nur ein paar ganz vertwegene Durschen schießen mit Stahlmantelmunition noch Hirsche.

Seit der Zeit Maria Theresias lebten diese Männer im Wald vom Wald. Auf quirlendem Wildwasser lenkten sie die Flöße zu Tal. Sie verkauten die Bergflüsse und zimmerien die Flogassen. Arbeitskraft und Arbeitsmaterial gab das Waldgebiet allein.

Die neue Zeit rationalisiert. Ueberall fressen sich nun die Waldbahnen hinauf in die Täler. Die Flogassen verfaulen. Niemand besetzt sie aus, niemand braucht sie noch.

Fremdes Material und fremde Arbeitskräfte fressen das Geld aus dem Wald. Allein die kurze Strecke von Mischorna bis Turbat, fünfzehn Kilometer, kosten viele Millionen Kronen. Und nun sitzen die Holzfäller an den Abend und den langen Tagen der Arbeitslosigkeit und rechnen, wie viele, wie lange damit eine rechte Arbeit hätten haben können. Pflichtarbeit, unfreie Arbeit gab es für den Holzfäller im alten, reaktionären Oesterreich. Wer sein Heu heimholen wollte, brauchte einen Urlaub. Heute steht es jedem frei, zu Hause zu verhungern. Wenn er will, kann er Urlaub haben bis zu seinem Tode.

Die Holzfäller sind nicht schweigsam. Sie erzählen jedem, wenn er sie danach fragt, diese Dinge.

Früher lebten die Länder noch nicht so sehr in brüderlichem Gedankenaustausch, wie es heute so üblich ist. Aber die Grenzen waren dafür offen und die Holzfäller gingen quer auf dem alten Europa. Künstler und Meister des Baummüllens waren in Rumänien gesucht. Im Winter ging man in Scharen nach Polen. Nur um in die nächste Stadt zu gehen, braucht man heute „ein gestempeltes Papier“.

Vielleicht träumen die Holzfäller, wenn sie von einer besseren alten Zeit reden, aber es ist nicht ihre Schuld, wenn sie zu diesen Träumen zu viel Zeit haben.

Fauchend bläst eine kleine Lokomotive bescheidende Funken in unser Gespräch. Sie schiebt uns vier flache, lange und offene Wagen heran. Eifrig drängen sich die Arbeiter auf die hinteren Wagen, während wir Grünhörner ahnungslos hinter dem Teufel von prustender Lokomotive klettern. Nun treibt der Ingenieur noch die letzten Jägernden in unseren Waggon.

Nach den ersten tausend Metern Fahrt gehören auch wir zu den Eingeweichten und beginnen Lehrgeld zu bezahlen. Fünfzehn lange Kilometer können wir nun auf dem schmalen, offenen Waggon herumtanzen. Aufstehen soll nach den bestehenden Vorschriften verboten sein, aber wir hüpfen wie Irrsinnige, um den Hornschwärm von glühenden Kohlenstücken, mit dem uns der Schloß der fauchenden Maschine überschüttet, aus Haar und Kleidern zu schlagen.

Wer Wert auf saubere Kleidung legt, der kann in Turbat die fünfundsanzig neu eingedrahten Löcher gleich zu flicken beginnen. Wer zu faul zum Kliden ist, der muß gut hüpfen. Er kann nur ein Auge für irgendetwas riskieren, das andere hat immer Feuerwehrdienst.

Diese Fahrt zur Arbeitsstätte ist eine besondere Gnade der Direktion der Waldbahnen. Sie könnte ja auch die Arbeiter zum Beispiel laufen lassen. Wer eine Ordnungsstrafe bekommt, der wird auch zu diesen zwanzig Kilometer Fußwanderung verurteilt. Auf unfernter Wagen sitzt einer, der hat wegen Auffügen auf einen nicht erlaubten Waggon Fahrverbot für ein Jahr. Er duckt sich hinter die breiten Rücken seiner Kameraden, um den spähenden Augen des Ingenieurs zu entgehen. Am Samstag vier Stunden mehr Weg nach Hause, Montag Nacht vier Stunden mehr Weg zur Arbeit und das für ein Jahr.

Wir haben es durch eifriges Hüpfen nur etwa auf zehn eingedrahten Löcher gebracht, wie wir in Turbat vom Zug kletterten. Noch eine kleine Stunde marschieren wir ein Seitental hoch, dann sind wir an den Unterkunftsstätten der Holzfäller. Heim der Urwaldfäller! Vier Reihen Stämme, in die Höhe gezäumt. Ein zerfetztes schadhafes Rindendach ist darüber geworfen. Eingang und Ausgang haben keine Türe. Wo sonst bei anderen Hütten der Dachstuhl liegt, da ist hier ein langer Schlit, um den Rauch der Feuerstellen in Mittelgang abziehen zu lassen. Als Herde fungieren ein paar Balken. Links und rechts davon ein paar dünne Lager Heu, das sind die Schlafstellen.

Hier am Ende der Welt angelangt, werfen sich die Holzfäller noch einmal zu kurzer Nacht nieder. Ihre Hand fucht im Futterack nach Brot und Speck und der Flasche mit hellbrauner Brühbe. Noch ein Schluck, dann gehen sie mit blanken Ketten dem Wald zu Leibe.

Die Geschichte der Käth. Vogt

Ein Kulturbild aus dem Schönhengsterland
von Hermann König

Ein altes Buch liegt vor mir, vergilbt sind seine Blätter, vermodert, und zernagt vom Zahn der Zeit, und aus den seltsam krausen Schriftzeichen weht es wie ein Hauch von Blut und Grauen.

Es ist das peinliche Gerichtsbuch der Stadt Mähr-Trübau und trägt die Jahreszahl 1575. Eine erbarmungslose Justiz einer harten Zeit hatte ihre Gesetze mit Blut geschrieben, der Sachsenpiegel, die Rechtsnorm, kannte für Vergehen gegen Eigentum und Sitte keine andere Sühne als Galgen, Rad und Schwert.

Bekanntnis der Käth. Vetter Vogtin von der Zufällig nachgelassener Wittib so ihr Kind umgebracht hat.

Anno 1585 den 30. Mai die Käth. hat bekannt, des nachts da sie das Kind geboren hat, ist es in ein Schaffel gefallen und habe anheben zu weinen, habe Sie das Kind beim Halslein genommen und erwürgt und solches hinter die Lade gelegt in willens das Kind in ihrer Kammer zu begraben.

Das Kind habe sie in ihren Wittwenstande mit einem Töpfer gezeugt, er habe an der Tat seine Schuld.

Sie ist lebendig begraben und mit einem Pfahl durchschlagen worden.

Ein erschütterndes Drama auf dem Hintergrunde einer ferneren düsteren Zeit wird vor unserm geistigen Auge lebendig.

Es war erst 35 Jahre her, daß der Trübauer Grundherr Wenzel von Voskowitz die katholische Kirche verlassen und sich der Lehre des Bittenberger Mönchs zugewendet hatte und seine Untertanen, die Grundholden, und Bürger im Städtlein awang, ihm zu folgen, zwar weniger in Sorge um deren Seelenheil, sondern mehr in kluger Bedachtsamkeit auf den eigenen Nutzen, war doch der aufgekommene Protestantismus das Sammelbecken des auf seine Macht pochenden Adels, welcher die Oberhoheit des Landesherren nur ähnelnd ertrug, andererseits an der Verjagung des katholischen Klerus ein unmittelbares Interesse hatte, weil hiebei manches wertvolle Stück Kirchengut, mancher Wald und Acker in seine Tasche fiel, aber auch die vielen arbeitsfreien Heiligentage und Marienstage im Befall kamen, wo der Frohnbauer auf der Bärenhaut lag und nicht für den Herrn arbeitete.

Datten doch auch die Voskowitz 1542 die Augustinermönche aus ihrem Kloster in Maria-kron verjagt, ihren Besitz an sich gebracht und sich den Teufel um den Einspruch des Königs Ferdinand geschoren.

Die Pfarrer der römischen Kirche kümmerten sich wenig um den Nutzen der Grundherren, sie waren ihm nicht untertan, hatten es wohl auch nicht so genau genommen mit den Kirchengeboten, denn für jede Sünde gab es im Reichstuhl eine Absolution, wenn nur der Groschen im Kasten recht silbernen klang, hatten doch diese Seelenhirten oft eine gemeinsame Schlafstube mit ihrer Magd, und auf dem Dorfanger schrieen die Pfaffenkinder lauter als die anderen.

Das wurde anders als der Geist Luthers die eifernden Pastoren und eine sture Christlichkeit in die Pfarrstuben brachte, und die Predigerweiber die Malle der Sittenrichterinnen übernahmen. Da wurde der Kampf gegen den Teufel der Fleischeshlust aufgenommen und das Geschlechtsleben der Untertanen gar genau überwacht.

Wehe der Magd, die einen Burschen in ihre Kammer ließ oder gar ein uneheliches Kind,

einen Bänkert, geboren, sie wurde öffentlich von der Kanzel gescholten und stand im Pückerhemd Sonntags vor der Kirchentür mit dem Strohkranz am Kopf, bespöten, verspottet und gierig gemustert von der halbwüchsigen Jugend, mußte auch noch drei Groschen Kirchenbusse zahlen, ehe sie ausgepeitscht wurde.

Das Kind der Sünde wurde unehelich gleich der Mutter und durfte in kein Handwerk aufgenommen werden, war es ein Mädchen, keinen ehelichen Mann freien, der sonst selber unehelich wurde und aus dem Handwerk gestochen werden mußte. Aber für die Gelüste des Adels, für welchen die Frauen und Töchter der Bauern und Bürger gar oft Freiwild waren, gab es keine Schranke.

Vete und arbeitel schrie Herr Martin Totenwolf, Prediger der reinen Lehre, allsonntäglich von der Kanzel, spielen und tanzen ist Teufelswerk, hütet euch vor der Sünde der Hurerei, denn diese straft nicht nur das Höllenfeuer, sondern auch der Herr von Voskowitz, welcher zur Steuer der Unzucht am Georgitag 1584 verordnete und von den Kanzeln verlesen ließ:

Es soll ein jeder Wirt, Vater und Mutter in ihrem Hause auf seine Kinder gut acht geben, und in besserer Zucht wie bisher halten, damit ihre Töchter zu keiner Hurte werde, oder daß ihr Sohn sich auf diese Art mit einer einliche und in Spott gerate, daß ein jeder weiß, daß er deshalb nicht allein an Geld, sondern auch anders gestraft werde.

Welcher sich mit einer, welche schwanger wäre, trauen läßt und zur Ehe nimmt, der soll mit seinen Kindern, die er in dieser Uebertretung erzeugt in dieser meiner Stadt und Herrschaft M.-Trübau zu ewigen Zeiten weder in den Rat, noch in ein Gericht oder Punkt als ein Vorgesetzter gebraucht werden, und noch größere Strafen von mir zu erwarten haben, und soll ein jeder damit rechnen daß er am Leib und Leben gestraft werde.

Und der Pastor eiferte gegen die faulen Bauern und den Fleischesteufel und erwarb sich das Wohlgefallen des Johann von Voskowitz, daß er nicht nur bei seinen Kindern Vate stand, sondern ihm zu seinem Haus einen schönen Garten beim alten Friedhof schenkte.

Aber ein Gefühl von Furcht und toller Lustigkeit erfüllte die Menschen, die Pest schlich auf leisen Sohlen umher und suchte ihre Opfer, denn niemand wußte, ob ihm nicht schon das Sterbehemd genäht sei, und im Blute glomm es dunkel und heiß.

Das war der düstere Hintergrund, von welchem sich das Drama der Käth. Vogt abebbt, die eine junge Magd war, kaum 18 Jahre, und eine arme Waise, als sie den betagten Vogtbauer von der Zufällig die Hand reichte, der sein Anwesen über den Bach, hart am Eichwald hatte und in Greisenhafter Vier zu ihrem blühenden Leib entbrannt war.

Seine erwachsenen Kinder murrten wider den Vater, der die unerwünschte Stiefmutter in das Haus brachte, die das Erbe schmälerte, und behandelten sie als Dienstmagd, als der Vater beim Holzführen am Schmachsteig verunglückte, starb und eine junge Wittib zurückließ, der vom Stiefsohn die Bissen im Munde nachgezählt wurden.

Am Kirchenplatz hatte die Käth. den jungen Gesellen gesehen, der bei dem Meister Jörg Kirchner in der Pfarrgasse den Lehm knete,

er war aus den Kurmainzischen, dem Städtchen Vingen am Rheinstrom, wo der Turm steht, in dem einst die Mäuse den Bischof Hatto gefressen haben, und wanderte nach Händwerksbrauch, um später das väterliche Haus und Geschäft zu übernehmen.

Sie trafen sich heimlich am Schwabenrand, wo über den Haselstauben der wilde Birnbaum steht, das Blut pochte in ihren Adern, die jungen Leiber drängten einander entgegen, die Leidenschaft schlug hoch und wild über die beiden zusammen, und das Weib erlebte die Erfüllung aller Sehnsüchte.

Als aber der Herbstwind über die Brachen ging und das gelbe Laub über die Dächer jagte, spürte sie unter ihrem Herzen die Frucht der seelig-süßen Stunden.

Und die Scham fraß in ihrem Herzen und die würgende Angst, da sie in den eisigen Winternächten auf dem einsamen Lager lag, als im Gebälk vor Frost die Nägel krachten, ihr Herz schrie lautlos, kalt standen die Sterne am Himmel und das schwarze Fensterkreuz hob sich drohend vom glühenden Schnee. Aber der Töpfergesell kümmerte sich nicht mehr um sie und führte eine andere zum Tanz.

So verging der Winter, es blies der Tauwind über den Hutberg, am Bach wurden die Wiesen grün und die Käth. mußte ihren schwelenden Leib schon lange mit Stricken schnüren, um ihren Zustand zu verbergen. Es kam ihre schwere Stunde in tiefer Nacht, als draußen der Mai mit blühendem Holunder an den Läden klopfte —

Schmerz und Entsetzen standen riesengroß vor ihr, die sich mit zusammengebissenen Zähnen auf dem Stroh krümmte. Vom Eichwald schrien die Eulen und im Morgendämmern, als die Vögel erwachten, hatte die Unselige die schauerliche Tat vollbracht.

Früh am Morgen entdeckten die Hausleute das Verbrechen, und der Schloßdrabe, welcher dem Erbrichter die Kronaufträge für die Bauern brachte, besilte sich, dem gnädigen Herrn von Czestow, Burgvogt und obersten Richter der Stadt, die Neuigkeit noch im Bett zu überbringen.

Es hatte geregnet, als die mit Spieken bewaffneten Stadtknechte die in Ketten gefesselte Verbrecherin nach Trübau führten.

Vorbei an den Neuhäusern, wo neben dem Weg das Heu verkaufte und weiter hinten nasses Stroh nicht brennen wollte, das aus den Bettladen der an der schwarzen Pest Verstorbenen genommen war.

Von den Brettergerüsten und niederen Wiebeln der geringen Handwerkerhäuser in der Landskroner Vorstadt klatschten die gefärbten und zum Trocknen gehängten blau und roten Tücher der Weber im Wind.

Inmitten eines schreienden Haufens wankte die Käth. mit zerrautem Haar, barfuß, und an den nackten Weinen vermischte sich der Strahlenkot mit geronnenem Blut. Aus dem Spital einer frommen Stiftung für bedürftige Leute tönte Murren, es war die liebe Armut, die nach kärglichem Frühmal für ihre Wohlthäter besten mußte, im Stadtgraben schrien Kühe.

Düster wie ein offener Rachen gähnte das Tor, in welchem noch unsichtbar das Gerippe des 1487 wegen Gotteslästerung lebend und mit Ketten gebunden eingemauertem Bürgermeister Niklas Reichert aufrecht stand und mit hohlen Augen grinst.

In dem Geschrei und Gedränge bemerkte niemand den Töpfergesell, der, zur Wanderung gerüstet mit Rangen und Seitengewehr, durch die Menge drängte, einen scheuen Blick auf die launende Verbrecherin warf und verschwand.

Aus einem Haus der unteren Schloßgasse trat ein dürres Weib in grobem Leinenrock, be-
ruht und einen Sack über dem Kopf gehängt.

Es war das Eheweib des Henters, die den
Bürgern die Kausfänge und Senkgruben putzte,
wohl auch auf Verlangen unfolgsame Kinder mit
der Rute irtich.

In der Lederstraße, wo die Gerber häuften,
floß eine trübe Sauche, in den offenen Höfen
waren blutige Häute auf Brettern zum Trocknen
gespannt, auf denen fetter Maden krochen. Ein
Wagen mit Lohse war mit einem Hinterrade ein-
gesunken, und es stank nach dem Urin, der beim
Gerben verwendet wurde und den die Lehrbuben
in hölzernen Butten aus den Häusern zusam-
mentrugen.

Auf dem weiten Marktplatz standen die
meist einstöckigen Häuser, zwischen denen noch
manche wüste Baustelle lag, mit ihren Schindel-
dächern und streckten die spitzen, oft bunt be-
malten Giebel.

Am Dachstuhl lagen hölzerne Ninnen,
welche bei Regen das Wasser auf den mit groben
Steinen notdürftig belegten Bürgersteig warfen.

Der Wind rüttelte an den schweren Läden
der Fenster, deren kleine in Blei gefassten grün-
liche Scheiben tückisch blingelten.

In dem Vorhaus der alten Vogtei, wo oben der
Rat tagte und die Stadtwage hing, stand ein
Trupp Schusterknechte, die ihren blauen Montag
feierten und ergötzten sich am Geschrei einer
landfahrenden Dirne, welche auf der Bank lag
und deren nackte Hinterbacken vom Büttel mit
einem Haselsteden bearbeitet wurden.

Duer über den Platz führte ein mit Knü-
pelholz gehohlter Fahrweg, neben dem ein breiter
Graben lief, gefüllt mit dem Unrat der
Häuser.

Bei den Ständen der Fleischer rausten sich
die Hunde um einen Knochen und ein Haufen
Weiber stand dort, aus deren Mitte die Käth.
ein Stein traf und sie niederstürzen ließ.

Die Stadtknechte muhten mit ihren Spie-
ßen in die drängende Menge schlagen, irgendwo
heulte ein Hund und die Türme standen wie die
strafenden Finger Gottes in dem grauen Regen-
tag.

In dem Laubenhaus des Georg Chantwat
bei der Röhrengasse sah in offener Werkstatt ein
verwachsener Schneidergesell, der erschrocken
heraus sah, als man die Käth. vorbeiführte, die
er einst freien gewollt und die ihn verläßt hatte.

Und dann öffnete die Hentlerin das Tor des
düsteren Hauses beim nördlichen Turm, in dem
das Grauen wohnte und das im Volksmund die
Kuhla hieß.

Die Sonne stand schon tief im Westen,
als der Trübauer Hentler Meister Mathes
Bescha in Begleitung der Zwittauer Stadt-
knechte über den uralten Klingersteig durch den
schweigenden Wald heimwärts ritt.

Die bischöfliche Stadt Zwittau hatte einen
fremden Scholaren, der eines Leinentwebers
Tochter genotzüchtig hatte, durch das Rad vom
Leben zum Tode bringen lassen, war ein gar
junges Blut, und sagte, das Weib sei ihm gerne
zu Willen gewesen und hätte erst geschrien, als
Leute hinzu kamen.

Er hatte nach seiner Mutter geweint, als
ihm der Hentler beim Takt des Waterumfer die
Glieder zerklug mit dem schweren Rad, und
als beim Amen der Brustkorb zerbrach, war er
schon betäubtlos.

Was brauchte sich der Hentler darum küm-
mern, ob das Bürschlein unschuldig war, ihm
brachte es die doppelte Taxe, dazu die Ritter-
zehrung auf Kosten des Zwittauer Rates.

Ja, er war zufrieden, sein Geschäft ging
gut, die Obrigkeit brauchte ihn und gar häufig

wurde er vom Trübauer Stadtrichter an benach-
barte Städte und Herrschaften verliehen, die
wohl eine eigene Halsberichtsbarkeit, aber keinen
eigenen Hentler hatten. Dann mußte er mit
einem Geleite von sechs bewaffneten Reitern
feierlich eingeholt und heimgeleitet werden und
ritt wie jetzt auf einem starken Roß, angetan
mit seinem roten Mantel über dem Brustpanzer,
die Sperberfeder auf dem Helm und das breite
Richtsüßwert am Sattelnopf, durch die scheue
Menge, die ihn haßte und Schimpfwörter nach-
schrie und ihn ohne Begleitung wohl niederge-
schlagen hätte.

Er hatte viel Arbeit, denn Bruder Hunger-
bauch, der Bauer, tropte oft gegen die vielen
Abgaben und Zehnten, die immer schwerer wur-
den, und wollte nicht dulden, daß das herrschaft-
liche Weib in seinem Getreide äste und daß die
Wildschweine seinen Acker zertwölften.

Auch die herrschaftlichen Leide, in denen
es von Fischen wimmelte, und die Bienenstöcke,
die in den Laubwäldern standen, wurden oft
heimgesucht vom Gefindel, das sich herumtrieb
und meistens entlausenes Kriegsvolk war, wohl
auch in Häuser einbrachen, raubte und stahl und
einsame Wanderer erschlug.

Da gab es für den Hentler manch lohnende
Arbeit, denn die Obrigkeit machte nicht viel
Federlesen, es wurde fleißig geköpft, gehängt,
verbrannt und gefoltert, und alles brachte Geld.

(Fortsetzung folgt.)

Gemütlichkeit — und ihre Folgen



Wie vor 300 Jahren eine Stadt gegründet wurde

„An diesem Ort haben wir eine Stadt ge-
baut, welche man genannt Buenos Aires,
das ist zu deutsch „Gute Luft“. Man baute
dieselbst eine Stadt und einen erdenen Wall,
einen halben Spieß hoch darum und darinnen ein
stark Haus für unsern Obersten. Viel Freude
hatte man nicht, denn das Volk hatte nichts zu
essen, litt sehr große Armut und starb vor
Hunger. Es verursacht auch solch große Armut
und Hungersnot, daß weder Raben und Mäus,
weder Schlangen noch ander Ungezieser genug
vorhanden waren zur Ersättigung dieses großen
jämmerlichen Hungers und dieser unaussprech-
lichen Armut. So konnten auch die Schuhe und
andere Leder nicht bleiben, es mußte alles be-
gessen sein.“

Das ist der Bericht, den Ulrich Schmidel
aus Straubing in seiner „Wahrhaftigen Historie
einer wunderbaren Schiffsahrt von 1534 bis
1554 in America oder Neuwelt bei Brasilien
oder Rio della Plata“ gegeben hat.

Landsknechte bauen Buenos Aires

Ulrich Schmidel, dem wir diese Schrift, die
als Geschichtsquelle einen großen Wert besitzt,
verdanken, war ein Landsknecht. Er nahm an der
Expedition teil, die Don Pedro de Mendoza im
Auftrage Kaiser Karls V. organisierte, um die
Länder am Silberstrom zu erobern. „Als man
zählt nach Christi unseres lieben Herrn und
Seligmachers Geburt tausend fünfshunderter vier-
unddreißig,“ brach die Expedition mit 14 Schif-
fen von Rabig auf. Der Kurs, den die Schiffe
nahmen, war derselbe, den auch heute die großen
Ocean-Steamer fahren. In Rio della Plata
ging man, nachdem die Kanarischen Inseln und
die Kabverdischen passiert waren, nach sehr stra-
pazioser Reise vor Anker und baute die Stadt
Buenos Aires, die jetzt genau 300 Jahre besteht.
Die damaligen Seefahrer wie die Wissenschaft-
ler glaubten, daß sie sich in Indien befänden.

Auch die Expedition Karls V. teilte diese Mei-
nung. Trotzdem sind die Berichte Schmidels von
hohem Wert. Sie unterscheiden sich nämlich von
anderen dadurch, daß sie von Uebertreibungen
in der Darstellung fast frei sind. Schmidel be-
richtet eingehend über Land und Leute.

Die Ureinwohner tranken Blut infolge Wasser- mangels

„Desgleichen haben wir auf diesem Land
einen Flecken gefunden, darinnen auch India-
nisch Volk, die man Carendies nennet. Diese
Carendies haben keine feste Wohnung, sondern
ziehen im Lande herum wie bei uns die Zigeu-
ner. Und so sie etwa einen Hirschen oder Gewild
überkommen, trinken sie dessen Blut; finden auch
zu Zeiten eine Wurzel, welche sie Cardes nennet,
sie essen sie für den Durst. Daß sie aber solch
Blut trinken, geschieht allein darum, weil sie so
gar kein Wasser, noch sonst etwas zu trinken
haben und vielleicht außer dessen sonst gar vor
Durst sterben müßten.“

Eine Frau kostet ein Hemd oder ein Brotmesser

Ueber die Landesgewohnheiten berichtet
Ulrich Schmidel sehr interessant: Die Mit-
glieder des Stammes „Tienbus“ tragen auf
beiden Seiten der Nasen ein kleines Sternlein,
das ist von weiß und blauen Steinen gemacht;
seind große Leute und gerade von Leib; die Weib-
bilder aber, jung und alt, seind sehr ungestalt,
unter dem Angesichts zertrakt und allzeit blutig,
sie seind mit einem baumwollenen Tüchlein vom
Nabel bis auf die Knie bedekt.“ Bei dem
Stamm der „Maipait“ gefallen dem Landsknecht
die Frauen. „Deren Weiber seind schön. Die
arbeiten nichts auf dem Feld, sondern der Mann
muß allein für Nahrung sorgen, tun auch im
Haus nichts anderes den Spinnen und Wirken
von Baumwollen: auch machen sie zu essen und
für andere Ding, was sonst dem Mann beliebt
und anderen guten Gefellen mehr, wenn sie

Haus und Garten

Die Gartenarbeit im Mai

Anfangs Mai können wir noch alles pflanzen, was bisher im Obst-, Gemüse- und Biergarten infolge der Frostnächte nicht möglich war.

Im Gemüsegarten ist jetzt Hochbetrieb. Alle Beete können jetzt befat und bepflanzt werden. Die Beete, auf denen Spinat und Winterfalsat gepflanzt wurden, können nun wieder nach dem Abernten umgegraben werden und sind mit Spälgemüse zu bestellen. Spargel wird gestochen und auch noch neue Spargelbeete angelegt. Die Erdbeerbeete sind vor der Blüte gut zu reinigen, dann läßt man die selben in Ruhe und bedeckt höchstens die Reihen mit einem Schutzmaterial gegen das Beschnüpfen der Früchte. Vom Mai ab können Bohnen gelegt werden, die Gurken und Tomaten sind aber erst nach den Fischeiligen, also nach dem 15. Mai auszupflanzen.

Im Obstgarten heißt es Kampf gegen die Schädlinge, ferner müssen die frischgepflanzten Obstbäume in bezug auf Feuchtigkeit nachgesehen werden, auch ist das Einbinden oder Stützen der Stämme gegen zu starke Sonne vorzunehmen. Wo ein frischgepflanzter Baum nicht austreibt, nimmt man denselben heraus, schneidet die Wurzeln etwas ab und stellt diesen ungefähr 10 bis 12 Stunden in einen Behälter mit Wasser, erst nach dieser Prozedur ist derselbe wieder auszupflanzen.

Im Blumengarten werden die ersten Frühlingsblumensträucher in voller Blüte stehen, ja teilweise schon verblüht haben. Da heißt es dann, an den schon verblühten Blumensträuchern den notwendigen Schnitt ausführen, in dem die abgeblühten Zweige kurz zurückgeschnitten werden und man den Strauch auch sonst noch lichtet. Wo der Biertrafen noch Rücken aufweist, ist es am besten nachzusäen. Auf den Blumenbeeten blühen die Frühlingsblumen im schönsten Flor und werden gegen Pfingsten durch die Sommerpflanzen ersetzt, sollte eine günstige Witterung diese Arbeiten nicht schon vorher ermöglichen lassen.

darum gebeten werden; davon aber all die nit weiter zu schreiben." Von den "Carios", die noch heute in Paraguay leben, schreibt Schmidel vor 300 Jahren, daß die Frauen ein Handelsobjekt waren, was dem Landsknecht wahrscheinlich nicht unangenehm war. Denn "es kostet ein Frauenbild etwa ein Hemd, ein Brotmesser, eine kleine Hacke oder anderes dergleichen Gattung".

Menschenfresser in Südamerika

Die "Carios" haben nach Schmidel nicht nur ihre Frauen als Ware behandelt, sondern haben sie auch gegessen. Nämlich, wenn sie Krieg führen und jemand fangen, es sei Mann oder Weib, so mästen sie dieselben wie bei uns die Schweine. So aber das Weibsbild etwas jung und schön ist, so behält er's ein Jahr oder etliche; wenn es aber in solcher Zeit nicht nach seinem Gefallen tut, schlägt er es zu tot und ißt's und hält damit ein großes Fest und Bankett, wie heraus bei uns die Hochzeiten gehalten werden."

Der Steinklopfer

Ein japanisches Märchen von Isma Jacco.

Der Steinklopfer arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in Sonne, im Wind, im Regen, im Schnee, und war sehr unzufrieden mit seinem Los.

„Oh, wie würde ich dem Himmlichen danken," seufzte er einmal, „wenn ich reich, sehr reich wäre und nicht mehr Steine klopfen müßte!"

Ein Engel hörte diese Worte und sprach: „Dein Wunsch sei dir erfüllt, armer Mann!"

Und da befand sich der Steinklopfer in einem prächtigen Palast, der sein Eigentum war, auf schwellenden Kissen ausgestreckt, und in reiche Seidengewänder gekleidet.

Eine geraume Weile gab er sich schon dem herrlichen Wohlleben hin, als eines Tages der Mikado, der Kaiser der Japaner, mit seinem Gefolge am Palast des Steinklopfers vorbeikam.

Der reiche Steinklopfer blickte dem prunkvollen Zug des Kaisers neidvoll nach. „Wie beneide ich den Mikado!" seufzte er. „Ich wollte, ich wäre an seiner Stelle!"

„Du bist es!" sagte der Engel. Und wirklich sah der Steinklopfer plötzlich in einem goldenen Wagen, umgeben von Ministern, Kriegern, Frauen und Sklaven.

Die Sonne aber brannte erbarmungslos auf die Erde, die Straße war staubgefüllt und die stickige Luft machte dem neuen Mikado das Atmen schwer.

Er wandte sich an seinen Minister, der den glänzenden Sonnenschirm trug, und befahl: „Sage der Sonne, daß der große Beherrscher Japans ihr gestattet, sich zurückzuziehen."

Der Minister entfernte sich, lehnte aber bald voll Verzweiflung zurück:

„Großer Mikado, Sohn des Himmels, die Sonne hat taube Ohren, und hört nicht auf, das Land zu verbrennen!"

Der Steinklopfer zerbarst vor Wut: „Wo ist meine Macht?" schrie er, „kein Zweifel, die Sonne ist mächtiger als ich! Ich wollte, ich wäre die Sonne!"

„Du bist es!" sagte der Engel.

Und der verwandelte Steinklopfer flammte und strahlte am höchsten der Himmel, und sprühte Funken. Er verbrannte die Bäume, trocknete die Flüsse aus, erschöpfte die Quellen, und bedeckte die geheiligten Gesichter der höchsten Herrscher mit Schweiß.

Aber es erhob sich eine Wolke zwischen ihm und der Erde und die sagte: „Durch mich kannst du nicht hindurch, mein Lieber!"

Das war zuviel! Eine Wolke, ein Wölkchen erschreckt sich, der Sonne „mein Lieber" zu sagen, und ihr den Weg zu verlegen!

„Die Wolken sind mächtiger als ich. Ich muß eine Wolke sein oder ich sterbe vor Neid!"

„Stirb nicht um ein so Geringes! Dein Wunsch sei erfüllt."

Und die neue Wolke breitete sich mächtig zwischen Himmel und Erde aus.

Niemals, seit Menschengedenken hatte es so viel geregnet. Der frühere Steinklopfer fand einen toten Gemüß darin, die Erde mit Schlüssen zu übersüßten und mit Hagelkörnern zu peitschen, er entwurzelte mit seinen Strömen die Bäume und riß die Flüsse aus ihren

Betten. Das Meer schwoh an und verwüstete die Erde.

Nur ein Felsen trotzte dem Ungewitter. An seinen granitnen Flanken stießen sich die Kluten vergeblich, und es schien, als läche er jedesmal laut auf, wenn ein Blitz auf ihn niedergluchte.

„Mir reißt die Geduld!" schrie die Wolke. Dieser Felsen trotzt meiner Macht. Er ist stärker als ich! Wie beneide ich den Felsen!"

„Tritt an seine Stelle," sagte der Engel.

Die verwandelte Wolke war außer sich vor Freude. Unbeweglich, unnahbar, ungerührt von den heißen Liebsungen der Sonne, von den Hieben der Blitze, glaubte der Felsen der Mächtigte auf Erden zu sein — da lenkte auf einmal ein kleiner Hammer seine Aufmerksamkeit auf sich. Ein in Lumpen gehüllter, magerer Mensch, der so aussah, wie er selbst in seiner elenden Zeit ausgesehen hatte, war damit beschäftigt, aus dem Granit Blöcke zu schlagen, um damit die nahe Straße auszubessern.

„Du kannst wieder du selbst sein!," sagte der Engel lächelnd, und da arbeitete der Steinklopfer wieder von morgens früh bis abends spät in Sonne, im Wind, im Regen und Schnee.

Aber seit er jenen Traum geträumt hatte, war er mit seinem Los zufrieden.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 230.

Von Rudolf Michel, Kwitkau.

Schwarz: Kf4, Dc3, Te7, Lf6, Bg3, g5 (6)



Weiß: Kh3, Ta3, e6, Lh6, h7, Sc5, d1, Bd3, g2, h4. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiten dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 227: Ta8-a2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebir Emil, Kleint Franz, Duxil Ernst, sämtlich Tetschen; Heke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schwarz Raimund, Klostergrab; Stepanek Paul, Neuern; Kraus Gerhard, Turn; Tesaf Franz, Suchel; Uibert Rudolf, Prosseditz; Reichel Walter u. Reichel Ernst, Drakowa; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwitkau; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Scharoch Franz, Wisterschan; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz.

Schachsektion Kleische hat das Vereinsturnier nachfolgend beendet: Vereinsmeister wurde Gen. Aron Erich mit 7 Punkten. Es folgen: Dubitzky Josef 5 Punkte; Schulz u. Repka je 4½ Punkte; Dubitzky Herbert und Wendler je drei Punkte; Guth 1 Punkt; Neumann und Liebzelt konnten wegen Erkrankung an dem Vereinsturnier nicht teilnehmen.